

MATTHES
& SEITZ
BERLIN
PAPER.
BACK



Annie Dillard

PILGER AM TINKER CREEK

Aus dem Englischen
und mit einem Nachwort
von Karen Nölle

sowie einem Essay
von William Deresiewicz

Matthes & Seitz Berlin

Für Richard

Inhalt

Himmel und Erde ein Scherz 7

Sehen 22

Winter 47

Starre 69

Den Knoten lösen 90

Die Gegenwart 96

Frühling 129

Feinteiligkeit 152

Hochwasser 181

Vermehrung 195

Pirschen 222

Nachtwache 252

Die Hörner des Altars 271

Norden 296

Das Reinigungswasser 317

Karen Nölle:

Zu Annie Dillard und ihrem Werk 335

William Deresiewicz:

Wo bist du geblieben, Annie Dillard? 339

Sie war immer und ist und wird sein:
immer lebendes Feuer, sich entzündend nach Maßen
und erlöschend nach Maßen.

HERAKLIT

Himmel und Erde ein Scherz

Ich hatte früher einen Kater, einen alten Kämpfer, der dann und wann mitten in der Nacht durchs offene Fenster zu mir ins Bett sprang und auf meiner Brust landete. Davon wurde ich halb wach. Er schob mir seinen Schädel unter die Nase und schnurrte und stank nach Urin und Blut. In manchen Nächten knetete er mir mit seinen Vorderpfoten kräftig die nackte Brust und wölbte dabei den Rücken, als wollte er sich die Krallen schärfen oder eine Mutter melken. Und manchmal, wenn ich morgens aufwachte, war mein Körper mit blutigen Pfotenspuren übersät; ich sah aus wie mit Rosen bemalt.

Es war heiß, so heiß, dass sich der Spiegel warm anfühlte. Ich wusch mich benommen vor dem Spiegel, der verworrene Sommerschlaf hing noch an mir wie Meeresalgen. Was für Blut war das, und was für Rosen? Es hätte die Rose der Vereinigung sein können, das Blut von einem Mord oder die Rose nackter Schönheit und das Blut einer unsagbaren Opferung oder Geburt. Das Zeichen an meinem Körper hätte ein Emblem sein können oder ein Makel, der Schlüssel zum Himmelreich oder das Kainsmal. Ich war mir nie sicher. Ich wusste, während ich mich wusch und das Blut verlief, verblasste und schließlich verschwand, nicht, ob ich mich gereinigt oder das Blutzeichen des Pessachfestes ausgelöscht hatte. Wir erwachen, wenn wir denn je erwachen, umgeben von Geheimnis, Todesmunkeln, Schönheit, Gewalt ... »Kommt mir vor, als wären wir einfach hier ausgesetzt«, sagte neulich eine Frau zu mir, »und kein Mensch weiß warum.«

Das sind Morgengedanken, Bilder, die du träumst, während dich die letzte Welle auf den Sand spült, in helles Licht und trockene Luft. Du erinnerst dich an Druck und einen eingerollten Schlaf, in dem du weich gebettet lagst wie eine Muschel in ihrer Schale. Aber die Luft härtet deine Haut; du richtest dich auf; du verlässt den hellen Strand, um eine schattige Landspitze zu erkunden, und verlierst dich schon bald im grünen Binnenland, im Praktischen, und hast keine Erinnerung mehr.

Ich denke noch oft an diesen alten Kater, wenn ich morgens aufwache. Inzwischen geht es zahmer zu; ich schlafe bei geschlossenem Fenster. Den Kater und unsere Riten gibt es nicht mehr, und mein Leben hat sich verändert, aber was bleibt, ist die Erinnerung an etwas Mächtiges, das mit mir sein Spiel trieb. Ich wache begierig auf und hoffe, etwas Neues zu erleben. Wenn ich Glück habe, weckt mich ein unbekannter Vogelruf. Schnell ziehe ich mich an und stelle mir vor, draußen würden lauter Alken oder Flamingos mit den Flügeln schlagen. Heute Morgen war eine Brautente unten am Fluss. Sie flog davon.

Ich wohne an einem Fluss, dem Tinker Creek, in einem Tal der Blue Ridge Mountains von Virginia. Eremitenklausen werden hier, abgeleitet vom Begriff Anachoret, *anchor-holds* genannt; manche solcher ›Ankerplätze‹ waren einfache Hütten, die an einer Kirche klebten wie Seepocken an einem Felsen. So ein *anchor-hold* ist für mich dieses Haus am Ufer des Tinker Creek. Es verankert mich am Felsengrund des Flusses selbst und hält mich sicher in der Strömung wie ein Schiffsanker im Strom des niederfließenden Lichts. An diesem Ort lässt sich gut leben; er bietet viel Stoff zum Denken. Die Flüsse – Tinker Creek und Carvin's Creek – sind ein bewegtes Geheimnis, jeden Augenblick neu. Ihr Geheimnis ist das Rätsel der fortwährenden Schöpfung und der Vorsehung – mit allem,

was dazugehört: die Unsicherheit des Sehens, das durch Starres vermittelte Entsetzen, die Auflösung der Gegenwart, die Vielfalt der Schönheit, der Druck zur Fortpflanzung, die Flüchtigkeit alles Freien, die Fehlerhaftigkeit der Perfektion. Die Berge – Tinker und Brushy, McAfee's Knob und Dead Man – sind ein unbewegtes Geheimnis, das älteste überhaupt. Es ist das schlichte Geheimnis der Schöpfung aus nichts, der Materie selbst, alles Gegebenen. Berge sind riesig, ruhevoll, rezeptiv. Einem Berg kannst du deine Seele überantworten, und der Berg wird sie hüten, umhüllen und nicht zurückwerfen, wie manche Flüsse es tun. Die Flüsse sind die Welt mit all ihrer Aufregung und Schönheit; dort wohne ich. Aber die Berge sind Heimat.

Die Brautente flog davon. Ich sah nur flüchtig etwas wie einen hellen Torpedo durch die Blätter fetzen. Wieder im Haus aß ich einen Teller Porridge; viel später am Tag kamen die langen schrägen Sonnenstrahlen, die gutes Spazierwetter verheißen.

An einem schönen Tag ist jeder Weg recht; es sieht überall gut aus. Vor allem das Wasser ist jetzt am schönsten, wie es an den seichten Stellen den blauen Himmel spiegelt und ihn in den Schnellen über Kies aufraut und in weiß schäumende Streifen zerhackt. An einem dunklen oder diesigen Tag ist alles verwaschen und matt außer dem Wasser. Es führt seine eigenen Lichter mit. Ich wollte eigentlich zu den Bahngleisen, zu dem Hügel, über den die Vogelschwärme fliegen, zum Wald, in dem die weiße Stute wohnt. Aber ich gehe zum Wasser.

Heute ist einer jener wunderschönen teilweise bewölkten Januartage, an denen das Licht ein unerwartetes Stück Landschaft auswählt und mit Gold überzieht, das dann von Schatten weggeschwemmt wird. Du spürst, dass du lebst. Du schreitest mit langen Schritten aus, versuchst zwischen den Füßen die Erdkrümmung

zu fühlen. Kazantzakis erzählt, er habe in jungen Jahren einen Kanarienvogel und einen Globus gehabt. Wenn er den Kanarienvogel aus dem Käfig ließ, setzte er sich auf den Globus und sang. Bei seinen Reisen um die Erde hatte er zeitlebens das Gefühl, einen singenden Kanarienvogel auf dem Kopf zu haben.

Westlich des Hauses macht der Tinker Creek eine Schleife, so dass er sowohl hinterm Haus fließt, südlich von mir, als auch auf der anderen Straßenseite, nördlich von mir. Ich gehe gern nach Norden. Dort fällt die Nachmittagssonne genau richtig auf den Fluss, vertieft das reflektierte Blau und erhellt die Bäume an den Ufern. Die Ochsen von der Weide auf der andern Seite kommen zum Trinken an den Fluss; dort scheuche ich immer ein paar Kaninchen auf; ich setze mich auf einen umgestürzten Baumstamm im Schatten und sehe den Eichhörnchen in der Sonne zu. Gleich oberhalb meiner Baumbank verlaufen zwei getrennte, an Drahtseilen aufgehängte Holzzäune über den Fluss. Sie hindern die Ochsen daran, flussauf oder flussab auszubrechen, wenn sie zum Saufen kommen. Die Eichhörnchen, die Kinder aus der Nachbarschaft und ich benutzen den unteren Zaun als schwankende Brücke über den Fluss. Aber heute sind die Ochsen da.

Ich sitze auf dem umgestürzten Baum und sehe zu, wie die schwarzen Ochsen auf dem Flussgrund ausrutschen. Sie sind das pure Zuchtrind: Rinderherz, Rindsleder, Rinderhaxen. Sie sind ein menschliches Produkt wie Kunstseide. Sie sind wie ein Feld Schuhe. Sie haben gusseiserne Hinterschinken und Zungen wie Einlegesohlen. Du kannst ihnen nicht ins Gehirn schauen wie andern Tieren; sie haben Rinderfett hinter den Augen, Rindsgulasch.

Ich nehme den Zaun über das Wasser, hangele mich mit den Händen an dem rostigen Kabel entlang und balanciere mit den Füßen auf den schmalen Planken. Als ich am andern Ufer wieder *terra firma* unter den Füßen habe, steht ein Knäuel Ochsen

dicht gedrängt zwischen mir und dem Stacheldrahtzaun, über den ich will. Also sprinte ich plötzlich wild auf sie zu, fuchtle mit den Armen und brülle: »Blitz! Schlangen! Rinderhack!« Sie flüchten noch immer im Klump aufgeregt über die flache Weide. Ich stehe mit dem Gesicht im Wind.

Ich tauche unter einem Stacheldrahtzaun hindurch, überquere ein Feld, laufe auf einem gefällten Platanenstamm übers Wasser und lande auf einer kleinen tränenförmigen Insel in der Mitte des Tinker Creek. Auf einer Seite des Flusses liegt ein steiles bewaldetes Ufer; auf dieser Seite der Insel ist das Wasser schnell und tief. Auf der andern Seite liegt das ebene Feld neben der Ochsenweide, über das ich gekommen bin; zwischen dem Feld und der Insel steht das Wasser flach und träge. Wenn der Wasserstand im Sommer niedrig ist, wachsen Schwertlilien und Rohrkolben an den sich reihenden, flachen, von einer trägen Strömung gekühlten Becken. Wasserläufer patrouillieren auf der Oberfläche, Flusskrebse buckeln über den Schlickboden und fressen Modder, Frösche quaken und glotzen und kleine Brassen und Weißfische verstecken sich zwischen den Wurzeln vor dem unfreundlichen Blick des Grünreihers. Ich komme in jedem Monat des Jahres auf diese Insel. Ich gehe sie ab, bleibe stehen und schaue oder setze mich rittlings auf den Platanenstamm über den Fluss, wobei ich im Winter die Beine anziehe, damit sie nicht nass werden, und versuche zu lesen. Heute sitze ich am Ende der Insel am langsameren Arm des Flusses im trockenen Gras. Dieser Fleck zieht mich an. Ich suche ihn auf wie ein Orakel; ich gehe zu ihm wie ein Mann, der nach Jahren zu dem Schlachtfeld zurückkehrt, auf dem er ein Bein oder einen Arm verloren hat.

Vor zwei oder drei Sommern ging ich am Rand der Insel entlang, um zu sehen, was ich im Wasser entdecken konnte, und hauptsäch-

lich, um Frösche zu erschrecken. Frösche haben so eine herrlich tollpatschige Art, von versteckten Stellen am Ufer direkt vor deinen Füßen panisch in die Luft zu springen und mit einem fröschernen »Hilfe!« ins Wasser zu platschen. Seltsamerweise amüsierte mich das und tut es noch immer. Auf meinen Gängen um den grasigen Rand der Insel wuchs meine Fähigkeit, Frösche im Wasser und auf dem Land ausfindig zu machen. Durch langsames Gehen lernte ich erkennen, wie sehr sich die Qualität des Lichts unterschied, je nachdem ob es vom Lehmufer, vom Wasser, vom Gras oder von einem Frosch reflektiert wurde. Frösche flogen nur so um mich herum. Am Ende der Insel fiel mir ein kleiner grüner Frosch auf. Er war je genau zur Hälfte unter und über Wasser, er sah aus wie die schematische Darstellung einer Amphibie, und er sprang nicht.

Er sprang nicht; ich schlich näher. Schließlich kniete ich ratlos und verwirrt auf dem wintertoten Inselgras und starrte auf den nur zwei Schritte entfernten Frosch im Fluss. Es war ein sehr kleiner Frosch mit großen, stumpfen Augen. Und noch während ich ihn anschaute, begann er faltig zu werden und sackte in sich zusammen. Aus seinen Augen schwand das Lebenslicht wie ausgelöscht. Seine Haut wurde leer und schlaff; selbst sein Schädel schien einzufallen und sich flachzulegen wie ein umgetretenes Zelt. Er schrumpfte vor meinen Augen wie ein Fußball, der die Luft verliert. Ich sah die straffe, glänzende Haut seiner Schultern knittern, runzeln und welken. Bald schwebte ein Teil seiner Haut auf dem Wasser, formlos wie ein geplatzter Luftballon, bloß noch heller, treibender Glibber: es war ein unerhörter, erschreckender Anblick. Voll Entsetzen sah ich zu. Hinter dem ausgelaufenen Frosch im Wasser stand ein ovaler Schatten; dann glitt der Schatten davon. Der Hautsack versank allmählich.

Ich hatte von der Riesenwanze gelesen, aber nie eine gesehen. Dieses Insekt trägt wirklich den Namen »Riesenwanze« und ist

ein kolossaler, dickleibiger brauner Käfer. Die Riesenwanze frisst Käfer, Kaulquappen, Fische und Frösche. Ihre vorderen Greifbeine sind gewaltige, nach innen gekrümmte Zangen. Mit ihnen packt sie die Beute, hält sie fest und lähmt sie durch Enzyme, die sie mit einem tückischen Stich einspritzt. Mehr als diesen einen Stich braucht es nicht. Durch das Einstichloch schießen die Gifte, die sämtliche Muskeln, Knochen und Organe des Beutetieres auflösen – alles bis auf die Haut –, und durch dieses Loch saugt die Riesenwanze das zu Saft gewordene Körperinnere aus. Sie kommt in warmem Süßwasser ziemlich häufig vor. Der von mir gesehene Frosch war von einer Riesenwanze ausgesaugt worden. Ich hatte im Inselgras gekniet; als der nicht mehr wiederzuerkennende Lappen Froschhaut sich wehend auf den Flussgrund legte, stand ich auf und klopfte mir die Hosenknie ab. Mir stockte der Atem.

Natürlich verschlingen viele fleischfressende Tiere ihre Beute bei lebendigem Leib. Dabei scheint es die übliche Methode zu sein, das Opfer zu überwältigen, indem man es niederwirft oder so festhält, dass es nicht fliehen kann, und es dann ganz oder mit mehreren blutigen Bissen zu verschlingen. Frösche fressen alles ganz, indem sie ihre Beute mit den Daumen ins Maul stopfen. Man hat schon Frösche gesehen, die ihren großen Schlund so mit lebenden Libellen vollgestopft hatten, dass sie das Maul nicht mehr zukriegten. Ameisen brauchen ihre Beute nicht einmal zu fangen: im Frühjahr schwärmen sie über frisch geschlüpfte, federlose Vögel im Nest und fressen sie Häppchen für Häppchen.

Dass es da draußen rau und riskant zugeht, ist keine Überraschung. Alles, was lebt, hat sich sein Überleben erkämpft und hält in einer Art lang andauerndem Notbiwak aus. Doch zugleich sind wir auch geschaffen worden. Im Koran sagt Allah: »Wahrlich, wir haben die Himmel und die Erde, und was zwischen ihnen ist, nicht zum Scherz geschaffen.« Das ist gut gesagt. Was sollen wir vom

erschaffenen Universum halten, das eine unausdenkliche Leere mit einer unausdenklichen Fülle von Formen umfasst? Oder was sollen wir vom Nichts halten, den üblerregenden weiten Zeiträumen, die sich vor und hinter uns erstrecken? Wenn nicht zum Scherz, wurde die Riesenwanze dann im Ernst geschaffen? Pascal hat einen schönen Begriff für die Vorstellung von einem Schöpfer gefunden, der der Welt, nachdem er sie einmal hervorgerufen hat, den Rücken kehrt: *Deus absconditus*. Ist das die Vorstellung, der wir anhängen? War der Sinn des Ganzen da, und Gott hat sich mit ihm davongemacht, ihn gefressen wie ein Wolf, der mit der Weihnachtsgans um die Hausecke verschwindet? Einstein hat gesagt: »Gott ist subtil, aber er ist nicht böse.« Dann wiederum hat Einstein gesagt: »Die Natur verbirgt ihr Geheimnis durch die Erhabenheit ihres Wesens, aber nicht durch List.« Es wäre möglich, dass Gott sich nicht davongemacht, sondern, je weiter unsere Sicht und unser Verständnis des Universums geworden sind, zu einem Geist- und Sinnkleid erweitert hat, das so erhaben und so subtil ist, so auf neue Weise mächtig, dass wir nur blind seinen Saum ertasten können. Als Gott das Meer in Dunkel einwickelte wie in Windeln, setzte er »Riegel und Tore« und sagte: »Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter.« Aber sind wir überhaupt so weit gekommen? Sind wir in die Finsternis hinausgerudert, oder sitzen wir bloß alle unten im Boot und spielen Binokel?

Die Grausamkeit ist ein Geheimnis, und das Übermaß an Leid. Aber wenn wir eine Welt beschreiben, die diese Dinge einbegreift, eine Welt, die ein langes, brutales Spiel ist, stoßen wir auf ein weiteres Rätsel: das Einstürmen von Kraft und Licht; den Kanarienvogel, der auf dem Schädel singt. Wenn sich nicht alle Völker zu allen Zeiten vom selben Massenhypnotiseur (wem?) haben irreführen lassen, scheint es so etwas wie Schönheit zu geben, vollkommen grundlose Gnade. Vor ungefähr fünf Jahren habe ich zugehört,

wie sich eine Spottedrossel senkrecht von der Dachrinne eines vierstöckigen Gebäudes stürzte. Es wirkte so achtlos und spontan wie ein Stängel, der sich dreht, oder ein Stern, der aufflammt.

Die Spottedrossel machte einfach einen Schritt in die Luft und ließ sich fallen. Ihre Flügel blieben angelegt, als ob sie auf einem Ast sänge und nicht mit einer Beschleunigung von 9,81 Meter pro Quadratsekunde durch die Luft sauste. Im allerletzten Moment bevor sie am Boden zerschmettert wäre, breitete sie sicher und exakt ihre Flügel mit den breiten weißen Streifen aus, spreizte den eleganten weiß gerippten Schwanz und landete ach so leicht auf dem Gras. Ich war gerade um eine Ecke gekommen, als ihr sorgloser Schritt meinen Blick fing; sonst war niemand zu sehen. Dieser freie Fall erinnerte an das alte philosophische Gedanken-spiel vom Baum, der im Wald umfällt. Für mein Gefühl muss die Antwort lauten, dass Schönheit und Gnade vollbracht werden, ob wir es wollen und wahrnehmen oder nicht. Uns bleibt nur, möglichst alles zu tun, um da zu sein.

Ein anderes Mal sah ich ein anderes Wunder: Haie vor der Atlantikküste Floridas. Wellen haben so eine Art, sich dreiecksförmig vor dem Himmel zu erheben. Wenn du dort stehst, wo das Meer sich an einem flachen Strand bricht, siehst du, dass das aufsteigende Wasser in einer Welle durchsichtig ist und voller Licht. Eines späten Nachmittags bei Ebbe schwammen hundert große, fresswütige Haie nahe einer Flussmündung am Strand vorbei. In jeder grünen Welle, die sich über das aufgewühlte Wasser erhob, leuchteten zwei bis zweieinhalb Meter lange peitschende Hai-körper auf. Wenn die Welle auf mich zurollte, verschwanden die Haie; dann baute sich eine neue Welle auf und enthielt wieder, wie Bernstein Skorpione umschließt, Haie, die sich wanden. Ein stau-nenswerter Anblick: Kraft und Schönheit, Gnade im ekstatischen Kampf mit roher Gewalt.

Wir wissen nicht, was hier los ist. Wenn diese ungeheuren Vorgänge nichts sind als zufällige Verbindungen blindwütiger Materie, das Produkt von Millionen Affen an Millionen von Schreibmaschinen, was entfachen sie dann in uns, die wir auf diesen selben Schreibmaschinen getippt wurden? Wir wissen es nicht. Unser Leben ist eine dünne Spur auf der Außenseite des Mysteriums, vergleichbar den leeren, gewundenen Gängen von Minierfliegen auf einem Blatt. Wir müssen unseren Blick irgendwie weiten, auf die ganze Landschaft schauen, sie wirklich sehen und beschreiben, was hier los ist. Dann können wir wenigstens die richtige Frage in die Stätte der Finsternis hinausschleudern oder, wenn es angesagt ist, den richtigen Lobgesang anstimmen.

Zur Zeit von Lewis und Clark war das Anzünden der Prärie ein geläufiges Signal, das hieß: »Kommt hinunter ans Wasser!« Es war eine bombastische Geste, aber kleiner geht es nicht. Wenn die Landschaft uns eines deutlich zeigt, dann dass die bombastische Geste von jeher zur Schöpfung gehört. Seit der ursprünglichen bombastischen Geste der Schöpfung hat das Universum doch nur Bombast geboten und filigranste wie kolossalste Formen durch Äonen der Leere geworfen, mit nie ermüdender Kraft Übermaß auf Überfluss gehäuft. Seit *fiat lux* brennt das ganze Theater lichterloh. Ich komme zum Wasser, um mir die Augen zu kühlen. Aber überall, wo ich hinschaue, sehe ich Feuer; was nicht Flint ist, ist Zunder, und die ganze Welt funkt und flammt.

Ich bin spät am Tag auf die grasbewachsene Insel gekommen. Der Fluss führt viel Wasser; eisig schießt es unter der Platanenbrücke hindurch. Von der Froschhaut ist natürlich nichts mehr zu sehen. Ich habe so lange auf diesen einen Fleck am Flussgrund gestarrt, ohne mich von dem vorbeirauschenden Wasser beirren zu lassen, dass sich das gegenüberliegende Grasufer, als ich aufstehe, vor mei-

nen Augen zu dehnen und stromaufwärts zu fließen scheint. Als das Ufer zur Ruhe kommt, überquere ich den Platanenstamm und trete wieder auf den großen gepflügten Acker neben der Ochsenweide.

Der Wind bläst stark von Westen; die Sonne kommt und geht. Ich kann sehen, wie der Schatten vor mir auf dem Acker tiefer wird und sich ausbreitet wie eine Seuche. Alles wirkt so düster, dass ich erstaunt bin, überhaupt noch Einzelheiten unterscheiden zu können. Dann fließt auf einmal das Licht übers Land wie eine Woge, erfasst die Bäume und ist im Nu wieder weg: Ich denke, ich bin blind geworden oder gestorben. Wenn es wiederkommt, das Licht, hältst du die Luft an, und wenn es bleibt, vergisst du es, bis es wieder verschwindet.

Es ist der schönste Tag des Jahres. Um vier Uhr ist der Himmel im Osten eine pechschwarze Decke mit niedrigen weißen Wolkentupfern. Die Sonne im Westen scheint auf den Boden, die Berge und vor allem die nackten Zweige der Bäume, sodass überall silberne Bäume in den schwarzen Himmel schneiden wie auf dem fotografischen Negativ einer Landschaft. Die Luft und der Boden sind trocken; die Berge gehen an und aus wie Leuchtreklamen. Wolken gleiten nach Osten, als würden sie vom Horizont her gezogen, wie eine Tischdecke, die vom Tisch genommen wird. Die Hemlocktannen am Stacheldrahtzaun biegen sich nach Osten, als wollte ihnen das Rückgrat brechen. Violette Schatten jagen nach Osten; wegen des Windes drehe ich das Gesicht nach Osten, und wieder spüre ich das Strudeln und Ziehen wie vorhin, als das Flussufer wegschwamm.

Um halb fünf ist der Himmel im Osten klar; was hat nur diese große Schwärze weggeweht? Eine Viertelstunde später zieht von Nordwesten eine neue Dunkelheit auf; schon ist sie da. Aus allem schwindet das Licht, als würde es abgesaugt. Nur ganz am Horizont stehen hinter tintenschwarzen Bergen ferne Berge im

Licht – nicht im direkten Sonnenlicht, sondern im fahlen Schein leuchtender Nebelschleier, die sie verhängen. Jetzt ist die Schwärze im Osten; alles liegt halb im Schatten, halb in der Sonne, jeder Erdbrocken, Baum, Berg und Busch. Ich kann den Tinker Mountain durch die Hemlockreihe nicht sehen, bis er aufleuchtet wie eine Straßenlaterne, ping, *ex nihilo*. Die Sandsteinfelsen treten rosig hervor. Plötzlich vergeht das Licht; die Felsen weichen zurück, als hätten sie einen Schubs bekommen. Die Sonne fällt auf eine Platanengruppe zwischen mir und den Bergen; die Platanenarme leuchten auf, und ich kann die Felsen nicht mehr sehen. Sie sind weg. Das blasse Netz von Platanenarmen, das vor einer Sekunde noch durchsichtig war wie ein Fliegengitter, ist plötzlich dicht und strahlt im Licht. Jetzt erlöschen die Platanenarme, die Berge gehen an, und die Felsen sind wieder da.

Ich gehe nach Hause. Um halb sechs ist die Vorstellung vorbei. Es ist nichts mehr da als ein unwirkliches Blau und ein paar tiefe Wolkenbänke im Norden. Ein Jahrmarktszauberer war da, ein Wundermann mit flinker Zunge, der seine Nummer perfekt beherrscht. »In meiner rechten Hand«, sagt er, »in meiner linken Hand, in meinem Ärmel, hinter meinem Rücken ...«, und Simsalabim, ein Fingerschnipsen, alles ist verschwunden. Nur der Zauberer in seinem tadellosen Frack ist noch da, mit leeren Händen und leerem Gesicht, und nimmt einen zaghaften verblüfften Beifall entgegen. Wenn du wieder hinschaust, hat bereits der ganze Jahrmarkt die Zelte abgebrochen und ist weitergezogen. Er rastet nie. Neue Sensationen kommen über die Berge gerollt, und der Zauberer taucht ohne Vorankündigung aus einer Vorhangfalte auf, wo du nie einen Schlitz vermutet hättest. Wolkentücher, offen gezeigte Kaninchen verschwinden für immer im schwarzen Zylinder. *Presto chango*. Dem Publikum, sofern denn eines da ist, wird ganz schwindlig vor lauter Kopfverdrehen.

Wie der Bär, der über den Berg ging, bin ich losgezogen, um zu sehen, was ich sehen konnte. Und ich warne euch lieber gleich, genau wie der Bär konnte ich auch nichts weiter sehen als die andere Seite des Berges: das Gleiche in Grün. An einem guten Tag erblicke ich vielleicht die nächste bewaldete Bergkette, die unter der Sonne wogt wie Wasser, das nächste Notbiwak. Ich habe mir vorgenommen, hier »ein meteorologisches Tagebuch der Seele« zu führen, wie Thoreau es nennt, ein paar Geschichten zu erzählen und einiges, was ich in diesem ziemlich durchzivilisierten Tal sehe, zu beschreiben und ein paar von den unbekannten Weiten und unheiligen Festen zu erkunden, zu denen mich diese Geschichten und Plätze über schwindelerregende Pfade, zitternd und zagend, führen.

Ich bin keine Wissenschaftlerin. Ich erkunde die Gegend. Ein Säugling, der eben gelernt hat, den Kopf hochzuhalten, hat eine offene und direkte Art, staunend um sich zu schauen. Er hat nicht den blassesten Schimmer, wo er ist, und will es herausfinden. Doch nach ein paar Jahren wird er stattdessen herausgefunden haben, wie er so tut, als ob: Er wird die selbstsichere Art eines Landnehmers haben, der sich einbildet, dass ihm die Umgebung gehört. Ein unnatürlicher, anerzogener Stolz bringt uns von dem ab, was wir ursprünglich wollten: die Gegend erkunden, die Landschaft betrachten, um zumindest in Erfahrung zu bringen, wo man uns hingesezt hat, wenn wir schon nicht herausfinden können, warum.

Dazu beschäftige ich mich mit dem Tal. Es ist mein Freizeitvergnügen und meine Arbeit, ein Spiel. Ein hartes Spiel, bei dem ich mitmache, weil es ohnehin gespielt wird, ein Spiel, das Geschick wie auch Glück verlangt, ein Spiel gegen einen unsichtbaren Gegner – die Zeitlichkeit –, bei dem die Gewinne, die jederzeit kommen können wie ein Lichtstrahl, genauso gut mir wie jedem anderen zufallen können. Ich setze die Zeit und die

Kräfte, für die ich froh und dankbar bin, gezielt ein. Ich gehe das Risiko ein, sozusagen auf dem Spielbrett festzusitzen und mich in keine Richtung bewegen zu können, was weiß Gott oft genug vorkommt; und ich lasse mich auf die anstrengenden Alpträume ein, die mir die Ruhe rauben und mich zwingen, mein Gesicht die ganze Nacht in einen matschigen Graben zu stecken, in dem es vor schlüpfenden Insekten und Krustazeen wimmelt.

Aber wenn ich die Nächte aushalte, sind die Tage ein Genuss. Ich gehe hinaus; ich sehe etwas, ein Ereignis, das ansonsten völlig unbemerkt geblieben wäre; oder etwas sieht mich, irgendeine unermessliche Macht streift mich mit ihrem makellosen Flügel, und ich erklinge wie eine Glocke.

Ich bin also eine Entdeckungsreisende, und zugleich eine Jägerin oder die Jagdwaffe selbst. Einige Indianerstämme schnitten in die Holzschäfte ihrer Pfeile lange Kerben. Diese Kerben nannten sie ›Blitzmale‹, weil sie den langen Rissen ähnelten, die der Blitz in einem Baumstamm hinterlässt. Der Zweck des Blitzmales ist folgender: Wenn der Pfeil das Wild nicht tötet, rinnt das Blut aus einer tiefen Wunde in dieser Kerbe den Pfeilschaft hinunter und tropft zu Boden, wo es auf Blättern und Steinen eine Spur hinterlässt, die der barfüßige und zitternde Schütze verfolgen kann, egal wie weit sie in die Wildnis führt. Ich bin der Pfeilschaft, der ganzen Länge nach direkt aus dem Himmel von unerwarteten Blitzen und Schnitten gekerbt, und dieses Buch ist die umherirrende Blutspur.

Irgendetwas knetet uns durch, etwas mit nur leicht eingezogenen Krallen. Macht brütet und bringt Licht. Wir werden gespielt wie eine Flöte; unser Atem gehört uns nicht. James Houston beschreibt zwei junge Eskimomädchen, die mit gekreuzten Beinen, Mund an Mund, auf dem Boden sitzen. Indem sie sich gegenseitig abwechselnd die Stimmbänder anblasen, machen sie eine leise Musik, die klingt, als wäre sie nicht von dieser Welt. Als ich

über die Brücke zurückgehe, die eigentlich der Ochsenzaun ist, ist der Wind zu einer sanften Abendbrise abgeflaut; sie kräuselt die Haut des Wassers. Ich beobachte die fließenden Lichtflächen, die auf dem Fluss entstehen. Der Anblick hat den Reiz des rein Passiven, wie das unter Wolken über einen Acker huschende Licht, der schöne Traum im Moment des Träumens. Die Brise ist kaum mehr als ein Hauch, aber du fliegst trotzdem, vom Sturmwind des Geistes getrieben, blindlings und atemlos dahin.

Annie Dillard, 1945 in Pittsburgh, Pennsylvania, geboren, ist Dichterin und Essayistin und verfasst Reiseberichte und Artikel für Zeitungen und Zeitschriften. Für ihre Texte erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen. 2014 wurde ihr zudem die National Humanities Medal verliehen. Zuletzt bei Matthes & Seitz Berlin: *In der Zwischenzeit*.

Karen Nölle, 1950 geboren, studierte Literaturwissenschaften in Hamburg und Aachen. Sie ist als Lektorin, Autorin und Übersetzerin tätig und schreibt literarische Reisebegleiter sowie über weibliches Schreiben und literarisches Übersetzen.

William Barry Deresiewicz, 1964 in Englewood, New Jersey, geboren, ist Journalist und Literaturkritiker.

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 092

Erste Auflage dieser Ausgabe 2026

Copyright der deutschen Ausgabe © 2016

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Der hier abgedruckte Text erschien erstmals in der Reihe

NATURKUNDEN, herausgegeben von Judith Schalansky.

Copyright © der englischen Originalausgabe *Pilgrim at*

Tinker Creek 2008, Harper's Magazine Press, New York.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des
Werkes für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Frontispiz: Annie Dillard © Richard Howard

Abbildung S. 332f.: Annie Dillard im Juli 1987, © Richard Howard

www.richardhowardphotography.com

Umschlaggestaltung und Satz: Pauline Altmann, Palingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4555-7

eISBN 978-3-7518-4560-1

www.matthes-seitz-berlin.de